

Zu diesem Heft

Bernd Oberdorfer

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Oberdorfer, Bernd. 2021. "Zu diesem Heft." Evangelische Theologie 81 (3): 163–65. <https://doi.org/10.14315/evth-2021-810303>.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under the following conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publizieren>



Zu diesem Heft

Bernd Oberdorfer

Wer »für eine neue hermeneutische Theologie« plädiert, distanziert sich von einer – dann als »alt« qualifizierten – vergangenen Gestalt dieser Theologie und knüpft zugleich daran an. Beides wird im programmatischen Beitrag von *Jean-Marc Tétaz* und *Martin Leiner* ebenso ausführlich wie konzentriert entfaltet. Sie skizzieren zunächst Genese und Geschichte der hermeneutischen Theologie, die in den »1950er, 60er und bis Ende der 70er Jahre (...) mit Namen wie Ernst Fuchs, Gerhard Ebeling und Eberhard Jüngel weite Teile des theologischen Diskurses in Deutschland, aber auch in der deutschen Schweiz« beherrscht habe. Den danach eintretenden »Attraktivitätsverlust« führen sie auf eine doppelte Abhängigkeit zurück: Der Ansatz sei zum einen aus der dialektischen »Wort-Gottes-Theologie« entstanden und habe zum anderen eng an die Philosophie des späten Heidegger angeknüpft. Nachdem aus auch gesellschaftsgeschichtlichen Gründen die Prägekraft dieser Strömungen in Theologie und Philosophie zurückgegangen sei, habe diese Form hermeneutischer Theologie ihre Plausibilitätsgrundlage verloren. Systematisch erkennen die Autoren den entscheidenden Mangel des Ansatzes darin, dass er der religiösen Sprache einen Sonderstatus eingeräumt habe. Damit habe die Theologie sich immunisiert gegen den breiten multidisziplinären sprachtheoretischen Diskurs. Paul Ricœur habe angesichts dessen schon frühzeitig auf »die Aufgabe einer neuen hermeneutischen Theologie« hingewiesen. Tétaz und Leiner greifen diese Anregung auf und entwickeln in einer dichten Thesenreihe Grundlinien eines »neuen« hermeneutischen Verständnisses von Charakter und Anlage der Theologie:

Sie gehen aus von einem allgemeinen Sprachbegriff, zeichnen in diesen die »religiöse Rede« unter Konzentration auf die elementare Form der Metapher ein und skizzieren abschließend im Sinne einer »Poetik der religiösen Rede«, wie die klassischen Topoi der Dogmatik als Metaphern dechiffriert werden können, die eine neue Weltsicht erschließen und damit auch das Handeln orientieren.

In eminentem Sinn weltsichterschließend sind die biblischen »Urgeschichten«. Sie lassen sich lesen als narrative Entfaltung der *conditio humana* und fordern in ihrer komplexen Anlage zur immer erneuten Deutung heraus, die auch altvertraute Auslegungen verflüssigt und in veränderter Perspektive zu reflektieren erlaubt. Dies zeigt *Jakob Wöhrle* am Beispiel der Erzählung von Kain und Abel (Gen 4). Die klassische christlich-dogmatische Interpretation, sie spiegle die aus dem »Sündenfall« von Gen 3 resultierende Eskalation zwischenmenschlicher Gewalt, erfasse ihren Skopus nur unzureichend. Die ursprünglich selbständige Erzählung eines Bruderzwists sei bei ihrer Integration in die »nichtpriesterliche Urgeschichte« durch redaktionelle Zusätze sehr genau mit der Paradieserzählung verzahnt worden. Dabei sei die ambivalente, nicht auf einen »Sündenfall« zu reduzierende Pointe des Essens vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen – es ignoriert das göttliche Verbot, begründet aber zugleich die humane Fähigkeit sittlichen Entscheidens – aufgegriffen worden: In dem zentralen Einschub Gen 4,6f gehe es nicht um eine Sündenverstrickung, die den Menschen unfähig macht, das Gute zu erkennen und zu tun. Unter grundsätzlicher Anerkennung sittlicher Autonomie werde Kain vielmehr vor den

Folgen seines *Unwillens* gewarnt, das als gut Erkannte tatsächlich zu realisieren. Die bei Luther mit »Wenn du fromm (bzw. nicht fromm) bist« wiedergegebene Aussage sei »voluntativ« zu übersetzen: »Wenn du das Gute (nicht) tun *willst*«. Kain repräsentiere gerade nicht eine all-gemeinmenschliche Sündenverfallenheit, sondern stehe als Beispiel dafür, »wie ein Mensch, obwohl er das Gute kennt, sich nicht an diesem Guten orientiert«. Die Geschichte zeige dann, »wie Jhwh diesen Menschen bestraft, ihn aber auch weiter beschützt«.

Dass in einer zunehmend religionspluralen Gesellschaft und angesichts wachsender globaler Vernetzung auch interreligiöse Beziehungen an Bedeutung gewinnen, ist offenkundig. Klar ist ebenfalls, dass christliche Theologie sich verstärkt in diesem multireligiösen Setting reflexiv verorten muss. Strittig ist aber, wie das geschehen soll und was daraus folgt für das Selbstverständnis christlicher Theologie. Henning Wrogemann konstatiert eine ungeklärte Vielfalt der Verwendung des Begriffs »interreligiös« und sortiert unterschiedliche Ansätze dahingehend, ob sie eine interreligiöse theologische »Position« (etwa die pluralistische Religionstheologie), eine interreligiös kooperierende »Arbeitsweise« oder einen institutionalisierten »Raum« für interreligiöse Reflexion fokussieren. Den letztgenannten Aspekt vertiefend, unterscheidet Wrogemann den »universitären Raum als Raum der Distanz«, den »religiös-gemeinschaftlichen Raum als Raum der Hingabe« und den »öffentlichen Raum als Raum des Takts«. Skeptisch äußert er sich gegenüber der vielfach angeregten »gemeinsamen Ritual-Teilnahme«, da in den Kultveranstaltungen einer Religionsgemeinschaft die für religiöse Vollzüge konstitutive »Hingabe« den andersreligiösen Teilnehmenden kaum möglich sei, die Alternative eigenständiger interreligiöser Feiern aber eine

Hybridform darstelle, in der die *Gemeinsamkeit* des religiösen Vollzugs unklar bleibe. Abschließend fragt Wrogemann, wie eine Theologie, »die sich konfessionell gebunden weiß« und also von einem spezifischen Wahrheitsbewusstsein nicht abstrahiert, die Dimension des Interreligiösen einholen könne. Er erkennt den »in interreligiöser interpretativer Arbeit gefundenen Wahrheiten gegenüber den religiösen Weltdeutungen« nur einen »partikularen Charakter« zu, der aber »durchaus ein Mehr an Wissen und Erfahrung« erschließe. Man könne in diesem Sinn interreligiös arbeiten, ohne »eine interreligiöse *Position im Sinne* einer religionspluralistischen Grundierung« einzunehmen.

Hartmut Rosas Konzeption der »Resonanz« gehört derzeit zu den – man darf wohl sagen: resonanzreichsten soziologischen Theorien mit Wirkungen weit über die Fachwissenschaft hinaus. Jörg Hübner untersucht im Sinne eines »theologischen Experiments«, inwieweit sich dieses Konzept fruchtbar mit der Theologie »ins Gespräch« bringen lässt. Er skizziert zunächst die durchaus religionsfreundliche Anlage der Theorie: Religion sei für Rosa »eine() der entscheidenden, lebensnotwendigen »Resonanzachsen« menschlichen Lebens«. Auch Rosas zweiter Leitbegriff »Unverfügbarkeit«, der eine fundamentale Kritik des »menschlichen Verfügbar-Machen-Wollen(s) von Welt in einer kapitalistischen Wachstums-gesellschaft« impliziert, sei unverkennbar religiös konnotiert. Hübner liest das Konzept daher als ein »umfassendes Systemprogramm der Hoffnung«, das, basierend auf einer »relationalen Ontologie«, durch Betonung der sozialen Einbettung menschlicher Existenz eine solidarische Reform der Gesellschaft in Überwindung der modernen Atomisierung der Einzelsubjekte ermögliche. Hübner teilt zwar die Kritik, dass bei Rosa die »realistische() Wahrnehmung des Bösen und

von Ungerechtigkeit« unterbestimmt sei. Auch blieben die »Konturen« der von Rosa propagierten »Postwachstums-gesellschaft« allzu unkonkret. Gleichwohl erkennt er in dem Resonanzkonzept hilfreiche Darstellungsressourcen für die Entfaltung einer theologischen »transformativen Ethik in Reich-Gottes-Perspektive«. Die »Auferweckung des Gekreuzigten Gottes« könne »als das weltverändernde, Resonanz schaffende, das Kommen seines Reiches unwiderruflich einleitende Ereignis«, die »Hoffnung auf das Reich

Gottes« wiederum »als Resonanz-Raum erfasst werden«. Die Nähe dieser Überlegungen zum Werk Jürgen Moltmanns ist mit Händen zu greifen. Der Beitrag versteht sich auch explizit als Würdigung anlässlich von dessen 95. Geburtstag. Den Glückwünschen für ihren langjährigen Herausgeber schließt sich die »Evangelische Theologie« gern und dankbar an.

Abgerundet wird das Heft im »Kritischen Forum« durch *Gregor Etzelmußers* Rezension von Ingolf U. Dalferths »Wirkendes Wort«.